

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Über das Vereins- und Parteiwesen der Gegenwart [Schluss]
Autor: Egger, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-764011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ÜBER DAS VEREINS- UND PARTEIWESEN DER GEGENWART

(Schluss.)

Schwere Mängel, Nachteile, Gefahren weist das moderne Verbandsleben auf, Mängel und Gefahren für den Einzelnen und für die Allgemeinheit. Trotzdem setzt es sich im wirtschaftlichen und im gesellschaftlich-kulturellen Leben der Gegenwart mit aller Wucht durch. Seinen tiefsten Grund muss diese Elementarerscheinung des heutigen Lebens in der *Psychologie der Zeit* haben. Das gilt ja für den Menschen aller Zeiten, dass er Umgebung braucht. „Er verlangt nach ihr und hat Angst vor ihr, er fürchtet das Alleinsein und fürchtet die Menge, er ist für beides zu schwach. Die Menge zieht ihn an und stößt ihn ab, und nur die allergrößten Menschen und die innerlich Ärmsten sind von der Pein dieses Hangens und Bangens verschont“.¹⁾ Die Entwicklung der letzten Jahrhunderte aber hat das Individuum isoliert und die alten Verbände, in denen es fest verankert war (die Sippe, die Marktgemeinschaft, die Zunft etc.), aufgelöst. Dieses Individuum sieht sich in eine Zeit hineingestellt, wo alles ins Riesenmäßige geht. Dadurch wird sein Horizont mächtig erweitert, seine Phantasie wird angeregt, seine Wünsche, seine Projekte nehmen ebenfalls übermenschliches Maß an. Aber da erkennt es seine ganze Ohnmacht, und empfindet nun ein tiefes Bedürfnis nach Anlehnung. Es ist voller Pläne, voller Ideen. Es spürt den Tatendrang mit fast schmerzlicher Heftigkeit. Aber „sein Vertrauen zu sich selbst, zur eigenen Einzelkraft ist tief gesunken. An die Seite jedes Wunsches, jeder Notwendigkeit, die über das engste Privatleben hinausgehen, tritt daher die Sorge um die erforderliche Energie“.²⁾ Das sind die sozialpsychischen Wurzeln des heutigen Verbandswesens.

Nunmehr vermögen wir aber auch die Bedeutung desselben schärfer zu erkennen und richtiger zu beurteilen. Schon die *Bedeutung für das Individuum* erscheint jetzt in ganz anderer Beleuchtung, in ganz anderer Beleuchtung die Behauptung, dass die Verbände die persönliche Freiheit schmälern. Die persönliche Freiheit

¹⁾ Klein. 99.

²⁾ l. c. 87.

ist doch nie ein letztes Prinzip. Es ist eine gesellschaftliche Gestaltungsmaxime, die nur solange gilt, als sie dem gemeinen Wohle dient. Deshalb tut denn auch die moderne Gesetzgebung dieser Freiheit unbedenklich Abbruch, wo dies im Interesse der Gesellschaft und des Staates liegt.¹⁾ Vor allem aber gehen die Rufer im Streit um die persönliche Freiheit zumeist von einer ganz falschen Vorstellung der Persönlichkeit aus. Sie denken sich das Individuum als ein selbstherrliches, sich selbst genügendes Wesen. Deshalb buchen sie am liebsten jede Berührung mit der Umwelt und jede Unterordnung unter sie ohne weiteres im Verlustkonto. Aber diese solipsistische Anschauung widerspricht dem Wesen des Menschen. Wir sind so tief in die Geheimnisse der Natur eingedrungen. Aber uns selbst erkennen wir immer noch am wenigsten. Und so müssen wir die Grundtatsache von der sozialen Natur des Menschen immer wieder neu erkennen. Sie ist's, welche uns die Assoziation im privaten und im öffentlichen Verbande ermöglicht und anbefiehlt. Für sich allein ist auch der Mutigste schwach und unsicher. Der junge Leutnant, der zum erstenmal vor die Front hintreten muss, erliegt fast dem Frontfieber, der Kandidat dem Examen-, der Schauspieler dem Lampenfieber. Auch dem jungen Pfarrer oder dem Dozenten wird es „angst und bang“, wenn er zum erstenmal vor seine Zuhörer hintreten muss. Wenn der Mensch das Gefühl der Anlehnung und Deckung verliert, erfasst ihn Unsicherheit und Schwäche. Mit allen andern zusammen ist jeder tapfer. Dann fühlt sich jeder als Herr seiner vollen Kraft. „Wer in noch so bescheidenem Range der Gesellschaft angehört, wird dadurch immer noch unendlich erhöht über das Nichts, das er auf sich allein gestellt bedeutet. Das ist es, was ihn aus seines Nichts durchbohrendem Gefühle zur Gesellschaft hintreibt. Das ist der innerste Ursprung alles gesellschaftlichen Wesens, aller gesellschaftlichen Macht.²⁾

Deshalb kommt aber auch der bewussten freiwilligen Einstellung des Einzelnen in den Verband eine andere Bedeutung zu. Derjenige, der sich in eine Organisation einreihen lässt, wird im allgemeinen der *innerlich freiere Mensch* sein als der andere, der nicht in einen Verein eintreten kann, weil er die Pflichten fürchtet. Das ist Armut, nicht Größe. Das ist Unentwickeltheit seines sozialen

¹⁾ Wieser, *Recht und Macht*. 129 ff.

²⁾ Wieser, *Recht und Macht*. 27.

Wesens, also seines Wesens schlechthin und nicht Persönlichkeitswert, das ist die Willkür einer Schwäche und hat mit der Freiheit nichts zu tun.

Deshalb führt denn auch das menschliche Verbandswesen an und für sich (und stets von allen Auswüchsen abgesehen) individualethisch zu einer *Bereicherung der Persönlichkeit*. Treue, Brüderlichkeit, Solidarität, alle Gemeinschaftstrieben werden gehegt und gefördert. Vor allem aber liegt gerade im modernen Verbandsleben eine wahre Schule selbstlosen Arbeitens. Dieser Gedanke muss einmal durchgedacht werden. Der Verein und die Partei treten nach außen als Verbände auf und müssen dies, um als soziale Macht Eindruck zu machen und zu wirken. Aber dahinter steckt eine Unsumme alter, uneigennützigster Arbeit. Wer sind denn die Männer und Frauen, welche den schweizerischen gemeinnützigen Verein oder das Rote Kreuz oder die zürcherische Pestalozzigesellschaft oder unser Museum, den Verein für alkoholfreie Wirtschaften, den deutschen Hülfsverein oder unsere politischen Kreisvereine leiten und die größte Arbeit besorgen? Wem verdanken wir die organisatorische Arbeit, die seit mehr als fünfzig Jahren die Rathausvorträge veranstaltet? Wahrlich, wir alle zehren täglich von dieser selbstlosen, organisierten Sozialarbeit.

Die Verbände lohnen aber auch dem Individuum seine Hingabe an die Gemeinschaft. Durch den Verein oder die Partei erhält der Einzelne eine *erhöhte Bedeutung*. Das moderne Vereinsleben hat den persönlichen Betätigungsreich ungeheuer erweitert. Der Einzelne mag noch so sehr in den engen Banden seiner beruflichen Existenz verstrickt sein, das Vereinsleben ermöglicht es ihm, noch auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens ein Propagandist und ein Kämpfer zu sein. Durch unsere Bildungsvereine und alle andern gemeinnützigen Vereine nimmt der Einzelne Teil an der Kulturarbeit der Gegenwart. Er kann aber auch für seine Ideen und Ideale auf diesem Wege Anhänger gewinnen und eine große Gefolgschaft. Nie waren die wirtschaftlichen und die geistigen Gegensätze größer als heute. Nie war aber auch das Bedürfnis stärker, Brücken zu bauen, die breitesten Schichten materiell und geistig zu heben, in ihnen eine starke Resonanz für alle geistigen Errungenschaften zu finden, ihnen die wertvollsten persönlichen

Geisteswerte zu vermitteln. Die Vereine und Parteien öffnen dem Einzelnen den Weg zu den Massen.

Aber noch mehr. Durch eben diese Organisationen, die den Einzelnen in ihren Bann ziehen, wird der Einzelne auch wieder *frei*. Sie machen ihn — es ist schon hervorgehoben worden — mutig und stark. Sie reißen ihn aus seiner Isoliertheit und aus seiner Ohnmacht heraus. Nicht nur der Arbeiter und der Arbeitgeber, der Gewerbetreibende und der Industrielle, sondern auch der Arzt, der Rechtsanwalt, der Lehrer, der Angestellte, die Frau, der Mieter — sie alle erhalten durch die Vereine eine Kraft und eine Freiheit der Interessenvertretung, die ihnen ohne dies durchaus abginge. Ganz besonders auch dem Staate gegenüber können so die Vereine und Parteien ein Hort persönlicher Freiheit werden und sind es tatsächlich auch in bedeutendem Umfange. Es sei nur darauf hingewiesen, wie für die Gesetzgebung mehr und mehr die Verbände zur Mitarbeit herangezogen werden. So wird also auch der *politische Wert* des Individuums gesteigert. So erweisen sich denn die Organisationen nicht nur als ein stärkstes soziales, kulturelles, politisches Erziehungsmittel des Einzelnen, sie sind der Nährboden eines zeitgemäßen, tiefen sozialen Individualismus (Klein, 209 ff., 239 ff.).

In diesem Zusammenhang bedarf endlich das Problem der *Führerschaft* einer Beleuchtung. Unzählige haben sich in diesen Monaten die Frage vorgelegt, wer uns denn eigentlich in diesen Krieg hineingeführt habe. Waren's die Könige, die Fürsten, die Minister, die Generäle, und sind die Völker nur die Geführten und Verführten? Oder müssen wir in den Ereignissen die folgerichtigen und unvermeidlichen Endergebnisse einer großen Gesamtentwicklung erblicken, so dass die Leiter von ihr mitgerissen wurden und ihr unentrinnbar den Ausdruck verliehen mussten, den sie schließlich gefunden? Diese Frage wird jetzt ganz gewiss die Angehörigen der beteiligten Staaten nicht beschäftigen. Sie haben jetzt anderes zu tun. Ihre Sache ist es jetzt, zu handeln, nicht zu reflektieren. Aber das Problem selbst ist nicht nur wissenschaftlich ein überaus interessantes — es ist ein Kernproblem der Geschichtsphilosophie und der Soziologie — sondern auch von dringender Aktualität und größter praktischer Bedeutung. Vor dieses gleiche Problem stellt uns auch die Betrachtung des Verbands- und Parteiwesens.

Vor wenigen Jahren ist dieses Problem von Prof. Michels (jetzt in Basel) in seinem Werke *Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie* ausführlich behandelt worden. Dieses Buch liest sich wie eine Tragödie der Demokratie. Es ist dem Beweise gewidmet, dass gerade die demokratischen Parteien unweigerlich einer Oligarchie verfallen. Die Masse kann sich nicht selbst verwalten, nicht selbst regieren. Das ist schon technisch unmöglich. Sie bedarf der Gliederung und der Führerschaft. Diese letztere sucht man wohl zuerst an die Masse zu binden: Geringe Kompetenz, strenge Kontrolle, gebundenes Mandat, Wiederwahl in kürzesten Perioden usf. Aber schließlich verlangt die Wahrung der Interessen eine tüchtige, qualifizierte Führerschaft. Es siegt auch hier das Prinzip der Arbeitsteilung. Der Führer wird berufsmäßiger Führer. Der Apparat wird immer komplizierter, die Kontrolle durch die Mitglieder ein Ding der Unmöglichkeit. Immer mehr Angelegenheiten entziehen sich der Behandlung durch die Masse, durch die Generalversammlung, durch die Parteitage. Immer mehr Funktionen gehen auf die Kommissionen der Führer über. Diese Entwicklung vollzieht sich um so unabweislicher, als unsere Parteien Kampfesorganisationen sind. Sie müssen schlagfertig sein. Gerade deshalb bedürfen sie straffer Disziplin, geschlossener Gliederung, militärischer Einordnung. Die psychologischen Kräfte wirken in der gleichen Richtung. Man gewöhnt sich an die Führung. Aus der Gewohnheit wird ein Recht. Manch ein Führer hat seine Führerschaft hingeworfen, nur um zu zeigen, wie notwendig er sei und um durch diese macchiavellistische Demission seine Herrschaft zu befestigen. Das Plebisit der Wahlen wird so zur demokratisch schönen Geste, die den autoritären Geist verbirgt, nicht unähnlich beispielsweise der plebisitären Wahl Napoleons III. Außerdem *hat* aber auch die Masse ein tiefes Führungsbedürfnis. Es erfüllt ja auch nur ein engerer Kreis eine tiefere Anteilnahme an den Angelegenheiten der Partei und des Staates. Das gilt selbst von den Organisierten. Die Mehrzahl bleibt den Versammlungen fern und lässt gerne die andern en petit comité arbeiten. Dazu kommt das Gefühl der Dankbarkeit und das den Massen eigene Verehrungsbedürfnis. So scheut sie sich denn auch nicht, ihre Führer mit Chargen und Ämtern zu überhäufen. Die Führer erlangen mehr und mehr Einblicke in alle Verhältnisse, Routine der Geschäfts-

führung und eine sichere Art, die Massen zu beherrschen. So vereinigen sie schließlich eine wahre Machtfülle. Sie beherrschen die Parteipresse, die Parteifinanzen, sie wissen die ganze Personal- und Sachpolitik zu leiten, und sie erfreuen sich in ihrer Führerstellung einer Sicherheit und Stabilität, um die sie die meisten Minister ehrlich beneiden könnten. Diese fatale Entwicklung ist innerlich begründet. Alle Prophylaxe versagt. So sind schließlich die demokratischen Parteien demokratisch nur noch in ihren Zielen, aber nicht mehr in ihren Mitteln. Michels belegt seine Darlegung hauptsächlich durch eine Zeichnung der deutschen Sozialdemokratie, die allerdings erstaunlich genug ist und sein Buch berühmt gemacht hat.

Wo sich eine Gemeinschaft von Menschen bildet und wär's eine zarteste und feinste, eine Freundschaft, eine Ehe, da hebt — wenn vielleicht auch ganz unbewusst — ein Ringen der Persönlichkeiten an, und es gibt keine Menschengemeinschaft, die sich diesem Gesetz entziehen könnte. So haben denn schon die spielenden Knaben ihre Führer, und die Künste und Wissenschaften und alle religiösen Genossenschaften haben ihre Meister und Lehrer. So gibt es keine Partei ohne Führer und keinen Staat ohne Leiter¹⁾. Das heutige arbeitsteilige Denken lässt sie uns als eine Notwendigkeit erscheinen. Die ganze gesellschaftliche Ordnung bedarf ihrer. Sie sind das Cadre, der feste Rahmen. Sie sind Wegweiser, sie sind die Sprachrohre der neuen Ideen, die ersten Träger des Fortschrittes. Sie gehen mutig voran. Die Tragik manches reformatorischen Geistes lag darin begründet, dass er zu weitsichtig und zu kühn war und dass ihm die Gefolgschaft versagt wurde, bis vielleicht lange nach seinem Tode die Gesellschaft sich zu der Höhe seines Denkens emporrangt und seinem Werke die Weihe und die Bestätigung verlieh.

Dieser aber bedarf die Führerschaft, sonst wäre sie keine Führerschaft mehr. Sie kann ihre Wege nicht willkürlich wählen. Der exzentrische Geist eignet sich nicht zur Führerschaft. Für den Parteiführer gilt das gleiche wie für den Dichter: Der größte ist derjenige, der dem Gemeingültigen den einfachsten und stärksten Ausdruck verleiht. Nur der erwahrt sich als Führer, der *den* Gedanken mächtige Worte zu leihen vermag, die in seinem Kreise, in seiner Partei, in seiner Zeit liegen. Sein bestes, was er zu geben

¹⁾ Wieser, I. c. 31.

hat, *ist* Gemeinbesitz. Der Führer ist um so stärker, je mehr er mit seinem Denken und seinem tiefsten Empfinden in den Seinigen wurzelt. Dann genießt er das Vertrauen, dessen er bedarf. So erhebt er nicht nur sich selbst, er hebt auch seinen Kreis. Hinüber — herüber erfolgt deshalb eine stetige feine Fühlungnahme. Diese Fühlung darf der Führer nicht verlieren. Sonst ist's um seine Macht geschehen.

Dies gilt zu verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Verbänden in recht verschiedenem Maße. Entscheidend ist keinesfalls die statutarische Organisation, so wenig wie der Wortlaut der Verfassung entscheidend ist für die Stärke der gesellschaftlichen Mächte im Staat. Entscheidend ist die tatsächliche Kräfteverteilung. Der starke Führer ist unter lauter Schwachen ein unbedingter Herrscher. Er ist nur der *primus inter pares*, wenn diejenigen, die ihn wählten, ihm gleichwertig sind oder gewaltige gesellschaftliche Mächte repräsentieren, mit denen gerechnet werden muss. Michels hat es leider durchaus unterlassen, die schweizerischen Parteien in seine Betrachtung einzubeziehen. Sie hätten wirklich gar zu schlecht in sein Bild hineingepasst. Hier herrscht durchaus nicht der Geist blinden Gehorsams, viel eher der der Kritik und der Autoritätsverneinung. Es ist eine reife Frucht der geschichtlichen Entwicklung, ein Ausdruck der demokratischen Volkskultur, wenn in unserem Verbands- und Parteiwesen die Stellung der Parteimitglieder gegenüber der Führerschaft im allgemeinen eine starke ist und wenn in den Parteien ein diszipliniertes Denken herrscht. Ihre größte Stärke aber liegt darin, dass sie ihren Führern durchaus den Stempel ihres Wesens aufzudrücken vermögen. Unsere besten Parteiführer waren je und je Männer aus dem Volke und Männer des Volkes, eins mit ihm in Eigenart und Empfinden. Nicht nötig, Namen zu nennen. Nur wieder die Parallele, dass es hier nicht anders ist, als mit unsren Dichtern, einem Pfarrer Bitzius, einem Gottfried Keller. Das Gesagte gilt auch für den Staatsmann. So ist es sehr interessant und fruchtbar, Bismarcks Gedanken und Erinnerungen daraufhin durchzulesen, wie er in all seinem staatsmännischen Tun auf die Fühlungnahme mit den gesellschaftlichen Mächten bedacht war. So wirken sich auch im europäischen Krieg gesellschaftliche Mächte höchster Potenz aus. Und die Könige, sie sind nur die Mittel, nur die Diener dieser Entwicklung.

So ändert denn auch der Einbezug dieses Problems der Führerschaft nichts an dem Ergebnis, das wir gewonnen hatten: *Das Verbandsleben eine Quelle der persönlichen Förderung für den Einzelnen.*

Aber alle für das Individuum wertvollen Wirkungen sind nun auch wertvoll *für die Gesellschaft*. Gewiss sind die Verbände so gut wie der Staat Machtzentren. Sicherlich wird durch sie der Wille auf den höchsten Grad bestimmender Kraft gebracht. Aber grundsätzlich bedeutet diese Möglichkeit, die Tatkraft einzufangen und zu steigern, einen gesellschaftlichen Gewinn. Ihr verdankt unsere Zeit zu einem guten Teil ihre soziale Unternehmungslust. Keine Reformidee, die sich nicht keck hervorwagte und nicht die Zauberkraft der Organisation in ihren Dienst zwänge. Auch sind die Verbände nicht nur vom Willen beseelte Wesen. Sie arbeiten auch mit gesammelter Einsicht und Intelligenz. Da wird zusammen gearbeitet. Das Denken vieler, das Denken möglichst aller Beteiligten wird auf die gemeinsame Angelegenheit konzentriert. Je höher sich die Verbände entwickeln und je reifer sie werden, desto mehr eignet ihnen auch die Selbstbeherrschung. Sie sind da, um zu handeln. Aber ihr Handeln wird mehr und mehr durch die klare Einsicht in die Ziele und die Mittel bestimmt. Es wird *rationalisiert*. Sie werden immer mehr durchsetzt von jenen Kräften, welche das Wesen des vernünftigen Willens- und Tatmenschen ausmachen. Sie eignen sich immer mehr vom Wesen eines geistig reifen und überlegenen Individiums an. So wird der Verband eine nach Zwecken und Grundsätzen geleitete Gemeinschaft¹⁾.

Die Tätigkeit der Verbände in der Gesellschaft gestaltet sich deshalb folgendermaßen: Sie durchsetzen die Gesellschaft mit Parteiungen. Das ist der größte Dienst, den sie ihr erweisen. Denn in der Gesellschaft schlummern die verschiedensten Kräfte gegensätzlichster Bedeutung. Je klarer und zutreffender sie zum Ausdruck kommen, desto besser. Eine gegensatzlose Gesellschaft wäre undurchsichtig, unbeweglich, arm. Dass all die verschiedenen Interessen erkannt werden und ihren organisatorischen Ausdruck finden, das ist die erste Voraussetzung für den Fortschritt. Denn dieser vollzieht sich gerade durch die Geltendmachung dieser

¹⁾ Wiederum vorzüglich Klein 219 ff.

Interessen im Kampfe der Organisationen und Parteien. Nur der Kampf bringt Fortschritt. Dabei verdanken wir es vornehmlich der dargelegten sozialpsychischen Entwicklung der Verbände, wenn die Kämpfe gesitteter werden. Das trifft wenigstens für die Geschichte der politischen Parteien durchaus zu. Auch kann die Entwicklung sehr wohl dazu führen, dass die eigentlichen Kriegszeiten seltener werden. Der Entwicklung der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen und des Tarifvertragswesens verdanken wir es, wenn große Gewerbe auf lange Jahre hinaus pazifiziert werden. Vor allem aber leisten die Vereine, die Interessenverbände, die Parteien durch ihre Arbeit dem Staatswesen die größten Dienste. Sie sind unaufhörlich zur Stelle mit Kritik, mit Anregungen, Wünschen, Forderungen, machen sie geltend nach Maßgabe ihrer Kräfte und erzielen so im immer lebendig gehaltenen Staatswesen Änderungen, Neuerungen, Fortschritte. Das wertvollste in ihrer Verbandstätigkeit ist aber durchaus nicht die Mithilfe am einzelnen Gesetze oder am einzelnen Fortschritt, das wertvollste ist die Differenzierung und Belebung der Gesellschaft, die Politisierung des Bürgers, die Heranziehung des Einzelnen zur Mitarbeit am Staat.

Diese aber bedeutet gerade für das eidgenössische Staatswesen eine Existenznotwendigkeit. Denn hier ist der Einzelne mehr als irgendwo sonst Subjekt des Gesamtwillens, Träger des Staatsgedankens und der Staatsentwicklung. Wie die meisten unserer Industrien nur durch ihre Qualitätsarbeiten und Qualitätsarbeiter bestehen können, bedarf auch unser Staat der Qualitätsbürger. Deshalb muss das Schulwesen eine unserer vornehmsten Sorgen sein, deshalb scheint mir das Postulat nach staatsbürgerlichem Unterricht auf der ganzen Linie so dringend und deshalb die Bedeutung einer hochstehenden Presse gar nicht hoch genug einschätzbar. Aus dem gleichen Grunde ist aber auch die Politisierung der gesamten Bürgerschaft unabweislich. Diese aber kann nur durch das Mittel der Parteien erfolgen. Der Einzelne in seiner Isoliertheit ist zu ohnmächtig. Er verfällt zu leicht schwächlicher Skepsis. Er kann das Gemeinschaftsgefühl, das ihn mit der Volksgemeinschaft verbindet, nicht pflegen und zur Entfaltung bringen. Zu leicht erblasst in ihm der Gedanke, dass es seine Pflicht sei, sich für das Volk und den Fortschritt einzusetzen. Vor allem vermag er schwerlich Träger des Vaterlandsgedankens zu sein, wie

wir ihn benötigen. Denn auch der Vaterlandsgedanke muss aktiviert werden. Er darf nicht nur unser Gemüt in Bewegung setzen; Denn dann verliert er sich zu leicht in der Vorstellung von der heimatlichen Scholle. Er muss das Denken und das Wollen in Spannung versetzen. Er darf nicht bloß eine historische Vorstellung, sondern er muss ein lebendiger Gegenwarts- und mehr noch ein Zukunftsgedanke sein. Wir wollen unsren Staat nicht lieben, weil er geworden ist, sondern um seiner einzigen Eigenart und seiner Ausbau- und Entwicklungsfähigkeit willen. Dieser tätige Staatsbegriff kann aber nur in dem Bürger leben, der sich aktiv am Staatsleben beteiligt. Nur er kann erfüllt sein von der Begeisterung für den Staat.

ZÜRICH

□ □ □

A. EGGER

QUELLENGEISTER

Von ROBERT SEIDEL

In der Tiefe wohnt die Helle,
Tief im Felsengrund die Quelle;
In der Tiefe quillt das Leben,
Aus der Tiefe keimt das Streben.

In die Tiefe musst du dringen,
Wo die frischen Quellen springen;
Zu der Tiefe musst du steigen,
Wo das Werden führt den Reigen.

Bleibst du an der Oberfläche,
Siehst du Ströme wohl und Bäche,
Aber alle ihre Wellen
Sind nur Wasser, keine Quellen.

Willst du brunnenlautre Klarheit,
Wurzelhafte, starke Wahrheit:
Such' sie tief beim Quellgefunkel,
Sonst bleibt Sein und Werden dunkel.

Doch du wirst vom Licht ein Meister
Durch das Heil der Quellengeister,
Und durch ihre Kraft erheben
Wirst du dich zum höchsten Leben.

□ □ □